

## HR-FORUM

### Mitarbeiter als höchstes Gut

Wo beginnt und wo endet die soziale Verantwortung des Arbeitgebers? Dies war das Thema am 5. HR-Forum in Bern.

Arbeitgeber, in kleinen und in grossen Betrieben, stehen derzeit mächtig unter Druck. Themen wie Einsparungen, Entlassungen, wachsende Leistungsanforderungen und Arbeitsmarktfähigkeit beschäftigen aber nicht nur die Unternehmer, sondern auch ihre Mitarbeitenden. Die Überforderung einzelner nimmt zu, während die Arbeitsmoral sinkt – nie war es wichtiger, als Arbeitgeber zu seiner Belegschaft Sorge zu tragen.

So stand das gestrige HR-Forum Bern ganz im Zeichen der sozialen Verantwortung der Arbeitgeber. Es diskutierten Experten aus Wirtschaft und Gesund-



SP-Regierungsrat Andreas Rickenbacher und CVP-Gemeinderat Reto Nause.



Adrian Probst, Wirtschaftsförderer, und Sascha Funk, Projektleiter HR-Forum.



Mitorganisatoren Rolf und Ursula Meichle.

heit über die unterschiedlichen Voraussetzungen für ein gesundes Arbeitsklima und die bestenfalls daraus resultierende Effizienzsteigerung.

#### Arbeitsklima und Fürsorge

«Soziale Verantwortung ist kein Selbstwert, sondern eine klare Voraussetzung für nachhaltiges Wirtschaften», sagte Simonetta Sommaruga, Ständerätin Kanton Bern.

Hansruedi Wandfluh, Nationalrat und Unternehmer, fördert Arbeitsklima und Motivation mit monatlichen Teamausflügen ins Grüne.

Rudolf Stämpfli, Präsident Schweizerischer Arbeitgeberverband, setzt das Führen eines Betriebes mit Fürsorge gleich. Fürsorge, die sich allerdings in Grenzen halten müsse. Vor allem, wenn es darum geht, benachteiligten Menschen eine Chance zu geben und Nachlässigkeit zu Wohlstand des guten Arbeitsverhältnisses zu ignorieren: «Schliesslich ist eine Unternehmung keine Reparaturwerkstätte der Gesellschaft», sagte Stämpfli.

## SCHULISCHE INTEGRATION

# «Als wären sie kleine Erwachsene»

Das neue Schulreglement setzt den kantonalen Integrationsartikel um. Der Kinder- und Jugendpsychologe Allan Guggenbühl befürchtet, dass die Schule der Integrationspflicht wegen ihre eigentliche Funktion verliert.

Möglichst alle Kinder – auch behinderte, fremdsprachige und hochbegabte – sollen in normale Schulklassen gehen. So will es das Prinzip der Integration. Allan Guggenbühl, was bedeutet das für Schulen und Schüler?

Allan Guggenbühl: Bildungspolitiker und -experten generieren gerne neue Themen, meistens zur Selbstprofilierung. Momentan dreht sich alles um Integration, obwohl die Schule wichtigere Herausforderungen bewältigen müsste. Klar: Eigentlich ist die Integration ein gutes Ziel. Zu lange wurden zu viele Kinder separiert. Auch das Eingehen auf den Einzelnen ist wichtig. Aber die Schule darf ihre anderen Ziele nicht aus den Augen verlieren: dass die Schüler ein Optimum lernen und dass sie ihren Platz in der Gesellschaft finden. Tut die Schule das nicht mehr, verliert sie ihre Funktion.

Wie konnte es so weit kommen, dass die Schule Gefahr läuft, ihre Funktion zu verlieren?

Die Pädagogik richtet sich gerne nach Idealen und vernachlässigt die Psychologie. Wegen der Ausrichtung an praxisfernen Idealen muss an den Schulen «Murks» gemacht werden.

Was ist der Murks an den Integrationsbemühungen?

Integration setzt auf individualisierte Förderung. Jeder Schüler erhält ein individuelles Lernziel. Das verkennt aber, dass sich die meisten Schüler über ihre Klasse definieren. Es ist naiv, zu glauben, viele Schüler würden lernen, weil sie Interesse am Stoff hätten. Das trifft nur auf eine Minderheit zu. Ansonsten ist der Klassenverband die wichtigste Lernmotivation: Man lernt, weil es die Kolleginnen und Kollegen auch tun, die ganze Gruppe es tut. Man tut es gemeinsam. Das ist auch sonst im Leben so: Der Mensch lässt sich durch sein Umfeld motivieren, funktioniert in Gruppen.

Was geschieht, wenn die Schule dies ignoriert?



Hält viele Schulreformen für Kopfgebirge: der Psychologe, Autor und dreifache Vater Allan Guggenbühl.

Fällt das gemeinsame Lernen weg, hängen viele Kinder ab. Gerade bei Knaben ist zu beobachten, dass individuelle Lernziele das Gegenteil von Integration bewirken: Sie separieren, grenzen aus.

Man lernt bisweilen auch gegeneinander. Ist der Wettbewerb unter Schülern nicht schädlich?

Ich würde das nicht Wettbewerb nennen. Aber es ist für Schüler wichtig, wenn sie von ihren Peers, von Gleichaltrigen, getragen werden. Durch Lernen kann man sich der Gesellschaft anschliessen, man gehört dazu, man positioniert sich in der Gruppe. Das ist wichtig. Kommt hinzu, dass individuelle Lernziele viele Schüler überfordern: Es wird ihnen etwas viel Verantwortung aufgebürdet, grad so als wären sie kleine Erwachsene.

Hier wären doch die Lehrer gefragt.

Es ist eine Illusion, zu glauben, die Lehrer hätten die Kontrolle über alle Lernprozesse unter Schülern. Die meisten dieser Prozesse finden unter den Schülern statt. Sogar beim Spicken lernt man etwas! Bei individueller Förderung wird das Lernen zu einem isolierten Akt zwischen Lehrer und Schüler.

Individuelle Förderung bedeutet auch Arbeiten in Gruppen, vermehrt Geläufe, weil einzelne Schüler Zimmer wechseln. Was ist die Folge?

Bei meinen Schulbesuchen stelle ich eine vermehrte Hektik und Betriebsamkeit fest, die für viele Schüler schwer zu ertragen ist. Schüler und Lehrpersonen kommen und gehen, das schadet der Konzentrationsfähigkeit. Doch eigentlich

bräuchte der Unterricht auch ruhigere Phasen, in denen die Schüler auch mal einfach ein bisschen aus dem Fenster starren können.

Wieso fliessen solche Aspekte nicht in die Reformen ein?

Wir haben hier zu Lande ein grosses Problem zwischen akademischem Diskurs und der

«Wegen der Ausrichtung an praxisfernen Idealen muss an den Schulen «Murks» gemacht werden.»

Praxis. Bei all den Reformen erhalten die Praktiker kaum Gehör. So entstehen Kopfgebirge, welche die Psychologie des Kindes nicht berücksichtigen.

Kritiker der Integration monieren, dass diese die Betroffenen permanent desavouiere: Indem sie in der gleichen Klasse wie die stärkeren Schüler sitzen, werde den Schwächeren gerade auch durch die Sonderbehandlung ihre Schwäche täglich vorgeführt.

«Permanent desavouiert» ist sicher überspitzt formuliert. Aber bei aller Spezialförderung werden sich die Schwächeren ihrer Randposition auf jeden Fall stets bewusst sein.

Im Zuge der Umsetzung des Integrationsartikels will die Stadt Bern nicht bloss die Kleinklassenschüler in die Regelklassen überführen. Parallel dazu sollen die Basisstufe und Mehrjahrgangsklassen eingeführt werden. Kann das gut gehen?

Nein, das gibt eindeutig zu viele Fronten. Überall wird herumlaboriert, die Schule droht ein Opfer der Bildungsexperten zu werden. Dabei geht vergessen, dass die Qualität des Unterrichts vor allem vom Lehrer oder der Lehrerin abhängt, nicht von Reformen. Doch ob all den Reformen können die Lehrpersonen ihre Qualitäten nicht mehr ausspielen.

INTERVIEW: ADRIAN ZURBRIGGEN

Jetzt online:

Wie der Stadtrat entscheidet  
 Aktuelle Berichterstattung aus dem Stadtrat ab 17 Uhr und das Dossier mit den einzelnen Schulmodellen im Detail, die Debatten in der Politik sowie die Haltung der Lehrer zur Thematik.  
[www.bern.bernerzeitung.ch](http://www.bern.bernerzeitung.ch)

## DAS NEUE SCHULREGLEMENT

### Hat der Stadtrat das Fuder überladen?

Der Berner Stadtrat debattiert heute Abend über das neue Schulreglement. Dieses setzt in erster Linie den kantonalen Integrationsartikel um. Dabei geht es darum, dass möglichst alle Kinder in Regelklassen eingeschult werden: also auch lernschwache, behinderte, fremdsprachige und hochbegabte Schüler.

Der Stadtrat hat das Schulreglement im Juni im ersten Anlauf zurückgewiesen und den Ge-

meinderat mit gewichtigen Ergänzungen beauftragt: So soll die Stadt künftig einen einzigen Schulkreis mit einzigem, einheitlichem integrativem Schulmodell haben. Aktuell gibt es sechs Schulkreise, und jede Schule kann ihr Modell für die Oberstufe autonom wählen. Gestern haben sich nach langer Funkstille die Lehrgewerkschaften VPOD und LEBE zu Wort gemeldet: Sie warnen in einer Medienmitteilung den

Stadtrat vor überstürzten Entscheidungen ohne Einbezug der Betroffenen. Die Einführung eines Einheitsmodells und eines Einheitschulkreises kommt für sie nicht in Frage. SP und GB wollen diese Linie heute im Parlament vertreten, wie sie in einem Communiqué schrieben. Selbst unter Befürwortern des Einheitsmodells bröckelt die Unterstützung. Die GLP reicht heute im Rat drei Kompromissvorschläge ein. **azu**

## INTEGRATION

### Weltweites Thema

Die Eingliederung von Schülern mit «besonderem Förderbedarf» in die reguläre Schule ist international zuoberst auf der Traktandenliste von Bildungspolitikern und -experten. So ruft die Unesco in der sogenannten Salamanca-Erklärung von 1994 auf, die Integration weltweit umzusetzen.

Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) ist diesem Ruf gefolgt: Das Sonderpädagogik-Konkordat verpflichtet

die Kantone zur Integration. Die damit verbundene Auflösung möglichst vieler Sonderschulen hat übrigens einen weiteren, ganz pekuniären Grund: Die Invalidenversicherung IV zog sich aus der Mitfinanzierung der sonderpädagogischen Schulen zurück. Obschon das Konkordat frühestens auf den 1. Januar 2011 in Kraft tritt, hat der Kanton Bern bereits gehandelt: 2008 wurde das Volksschulgesetz um einen Integrationsartikel ergänzt. **azu**

# «Unterschiede sind zu gross»

Sitzen Real- und Sekundarschüler in derselben Klasse, überfordert dies die Lehrer, sagt Psychologe Guggenbühl zur Modelldebatte.

In der Stadt Bern wird parallel zur Umsetzung des Integrationsartikels über ein einheitliches Schulmodell diskutiert. Wie wichtig ist das «richtige» Modell für das Wohl der Schüler?

Allan Guggenbühl: Grundsätzlich sollen Schüler und Lehrer nicht dem Modell dienen, son-

dern umgekehrt. Doch heute wird viel über Schulmodelle diskutiert, welche von akademischen Bildungsexperten entworfen wurden, aber in der Praxis nur schwer umzusetzen sind. Dabei geht vergessen, dass ein Schulmodell vor allem eines sollte: dem Lehrer ermöglichen, möglichst gut zu unterrichten.

Und kann er das bei integrierteren Schulmodellen wie «Twann» oder bei konservativeren wie «Manuel» besser? Schulmodelle wie «Twann» funktionieren bloss an kleinen

Schulen. Ansonsten droht eine Überforderung der meisten Lehrerinnen und Lehrer. Sitzen Real- und Sekundarschüler wie bei «Twann» in der gleichen Klasse, sind die Unterschiede schlicht zu gross.

Warum?

Schwächere Schüler brauchen einen grösseren pädagogischen Effort, eine striktere Führung und eine andere Art der Anbindung: Der Lehrer erreicht sie weniger mit schulischen Inhalten, mit ihnen muss er mehr auf der Beziehungsebene arbeiten. **AZU**